

## Wohnen im Gemeindebau

### *Herr Amar*

Wien-Favoriten. Der klassische Arbeiterbezirk schlechthin, bis heute in weiten Teilen geprägt von Gemeindebauten aller Epochen. In einem ehemaligen Familienasyl gießt der Hausbesorger einen prachtvollen Garten – und fragt sofort, wen ich suche, wo ich hin will. Ich komme mit Herrn Amar ins Gespräch, er ist ein typischer Hausmeister – und auch wieder nicht. Das Biotop mit dem Fischteich hat er in Eigenregie angelegt, es ist seine große Liebe, wird sorgfältig gepflegt. „Urban Gardening“ ist großer Trend in den inneren Bezirken, der in Favoriten, so erzählt er, noch nicht zündet: Die Hausbewohner bringen vielleicht gelegentlich Keimlinge, sind aber leider nicht für eine Mitarbeit zu gewinnen.

Es sind, egal zu welcher Jahreszeit, meist friedliche Spaziergänge durch die großen Höfe der 1920er Jahre. An Sommervormittagen heulen Staubsauger aus manchen offenen Fenstern, in den Stiegenhäusern hängt der aus der Kinderzeit gewohnte Geruch nach Großmutter, diese undefinierbare Mischung aus altmodischen Putzmitteln, Öl und Kuchen; in den Gartenhöfen riecht es nach frisch gemähtem Gras, wenn der Sprinkler seine Wassergesten in die Luft zeichnet und Kinder in Unterwäsche kichernd durch den Strahl springen. Immer wieder versuche ich, mit Hausbewohnern ins Gespräch zu kommen, oft ernte ich Monologe verschiedenster Grundstimmung. In Floridsdorf, in einem der gut gepflegten Gartenhöfe sitzen drei Damen beim Kartenspiel, der Tisch nett gedeckt, das Picknick könnte nicht idyllischer sein. Mein Gruß und die Frage nach einem Foto lösen dagegen einen wilden Kanon an Geschimpfe aus – mit dem Bau wolle man nicht in Verbindung gebracht werden, es würde immer schlimmer, die Verwaltung macht gar nix, und überhaupt, die Ausländer. Etwas überrascht frage ich nach, es sind schließlich unwichtige Kleinigkeiten: ein neu angelegter Spielplatz im Hof, Nachbarn, die Müll oder Kinderwagen vor die Türe stellen. Was emotionalisiert die Menschen so?

Herr Amar dagegen führt „seinen Bau“ mit strenger Hand, macht neuen Nachbarn von Anfang an klar, dass die Stiegenhäuser keine Abstellflächen, die Grünflächen keine Aschenbecher sind – und im Grunde wird die Ordnung auch begrüßt. Unser Gespräch driftet weg vom Gemeindebau, hin zur Vergangenheit, und die ist äußerst untypisch: Herr Amar kommt aus der Spitzengastronomie, hat auf Schiffen die Welt bereist, bevor er in Wien zur Ruhe kommen wollte. Herr Amar ist verheiratet, echte Beziehungen sind auf Reisen nicht möglich; viele Kollegen litten darunter, die gutbezahlte, aber anstrengende Arbeit auf den Kreuzfahrtschiffen treibt leicht ins Burn-out. Er wollte dem entkommen, seinen Partner heiraten, hat daher selbst rechtzeitig die Notbremse gezogen und einen der letzten Hausmeisterposten bei Wiener Wohnen ergattert, bevor das Hausmeistergesetz geändert, die Hausbetreuung neu organisiert wurde. Penibel führt er Buch über jede Ausgabe fürs Haus, über jede Stiegenreinigung, über jeden verbrauchten Sack Streusplitt. Seine Präzision hilft, wenn doch mal was passiert – er kann jeden Schneeräumeinsatz genau dokumentieren.



Auch im fünften Bezirk plaudere ich mit einer Hausbetreuerin, ihr „gehören“ zwei große Höfe. Sie hat es etwas einfacher, der Schneeräumdienst wird von einer externen Firma besorgt. Für die Bewohner ist sie erste Ansprechperson, man kennt sich, die vielen kleinen Anliegen können so auf kurzem Wege erledigt werden. Es scheint, den heutigen Mietern fehlt oft die Ansprache; seinerzeit, als der SPÖ-Kassier jeden Monat den Mitgliedsbeitrag eingesammelt hat gab es den direkten Draht zur Partei. Heute fühlen sich viele von „denen da oben“ im Stich gelassen bei den kleinen Ärgernissen, die nur subjektiv gesehen groß sind. Oft berichten die Hausbewohner von der guten Hausgemeinschaft früher. Interessanterweise haben auch die Aufzüge zu einer Reduktion des Kontaktes geführt, früher wurde wahrgenommen, wer sich im Haus bewegt. Es dürfte aber auch an der veränderten Nutzung des öffentlichen Raums liegen, früher waren die Wohnungstüren weniger Barriere als heute, oft standen sie einfach den ganzen Tag offen. Die Individualisierung der ganzen Gesellschaft, das Auto, der Fernseher haben das Leben aus den Höfen gezogen; die früheren Gemeinschaftsbereiche sind verwaist, oft abgesperrt. Zum 1. Mai gab es große Feste, die Menschen waren dankbar und begeistert, alle Fenster mit Wimpeln geschmückt.

Die Menge von Bewohnern hat sich durch die veränderten Lebensgewohnheiten meist halbiert, im riesigen Karl Marx-Hof mit seinen weiten Höfen von etwa 5.000 auf 2.500; früher füllten die vielen Kinder der Jungfamilien die Freiräume. Die Bewohner sind gemeinsam alt geworden, heute sind es oft Singlehaushalte, für aus Wien gebürtige Jungfamilien sind die Wohnungen zu klein. Zuwanderer haben die Lücken aufgefüllt, den Kinderlärm ist man heute nicht mehr gewohnt, vor allem die lebhafteren Türken werden doppelt so laut wahrgenommen. Die oft gehörte Meinung, Kinder seien früher ruhiger, besser erzogen gewesen klingt nach Verklärung. Allerdings war das Regime damals streng: Grünanlagen waren vom Hausmeister „bewacht“, Betreten der Wiesen strengstens verboten – irgendwo Abfall liegenzulassen völlig undenkbar. Der Hausbesorger war Respektsperson, wenn aufgewischt wurde, durfte die Stiege nicht betreten werden; die Jause wurde dann im Körbchen aus dem Fenster zu den Kindern im Hof herunter gelassen. Die Kompetenz reichte durchaus zum Verteilen von Watschen. Eine älterer Herr berichtet amüsiert über die Tricks, mit denen in die Wiese geflogene Bälle herausgefischt wurden – mit Stöcken, Lasso oder von Bäumen herabhängend, solange nur kein Grashalm geknickt wurde. So streng ist Herr Amar nicht, auf seine Beete sollte man trotzdem achtgeben. Die Zeiten haben sich geändert – in vielen Bereichen zum Guten, trotz der typischen Wiener Nörgelei in vielen Gemeindebauten. Richtig bewusst wird mir das im Nachhinein, als ich das lange Gespräch rekapituliere und merke, dass mir währenddessen gar nicht aufgefallen ist, dass Herr Amar von „seinem Mann“ gesprochen hat. Im heutigen, bunten Wien ist die gleichgeschlechtliche Partnerschaft so selbstverständlich geworden, dass sie sogar für den buchstäblichen Hausmeister in Favoriten nichts besonders Erwähnenswertes mehr ist. „Wien bleibt Wien“ – diese laut Karl Kraus „gefährliche Drohung“ hat ihren Schrecken verloren. Bei meinen Streifzügen durch die Höfe der Zwischenkriegszeit lerne ich einige Bewohner kennen, und auch wenn es manchmal schwierige Nachbarn gibt, man gelegentlich Ohrenzeuge von Konflikten wird: Viel häufiger als Streit hört man aus den offenen Fenstern der sommerlichen Höfe fröhliches Singen.



### **Daniel P.**

Daniel empfängt mich in einer asiatisch wirkenden Wohnung. Sie hat nur 38 m<sup>2</sup>, war aber trotzdem bis vor einigen Jahren das Epizentrum einer kleinen Künstler-Wohngemeinschaft: Homebase für Menschen auf Reisen, die nur selten ins Basislager zurückkehrten. Die Gemeinschaft hat sich aufgelöst, und Daniel, in dessen Adern auch Roma- und Sintiblut fließt und der mit seiner Zirkusfamilie bis zum 14. Lebensjahr im Wohnwagen durch Österreich tourte, wurde hier sesshaft. Wir sprechen über das Leben auf Reisen, über das Leben im kleinen Dorf, das der Familienzirkus abbildet; so wie für die meisten irgendwann die Zeit zum Aufbruch aus dem Elternhaus kommt, war es auch bei dem jungen Künstler, allerdings mit umgekehrten Vorzeichen. Aus dem abgeschotteten Leben auf Achse war es für ihn ein Abenteuer, sesshaft zu werden. Zur Wahl standen Berlin oder Wien, und es wurde Wien, weil er das Gefühl hatte, „Wien – das ist eigentlich eine gute Stadt, um zu sterben – und wo man einst sterben will, das eignet sich auch als Heimat“. So ähnlich hat das schon Carl Zuckmayer formuliert, diese urwienerische Erkenntnis erscheint zwingend logisch. Nach einem Ausflug in einen klassischen Lehrberuf – Daniel war jahrelang Friseur und vermittelte für einen Großkonzern Wissen über Pflegeprodukte – hat er sich nun der darstellenden Kunst zugewandt. Über die Friseur- und Maskenbildnerarbeit kam er zum Film, der Wechsel vor die Kamera war direkte Folge. Derzeit tritt er bei TV-Produktionen in Nebenrollen auf und macht Ausbildungen.

Daniels Wohnkonzept ist an das japanische Shoji angelehnt. Der Anhänger des Zen-Buddhismus erklärt, dass in den sehr kleinen japanischen Häusern verschiebbare oder sogar virtuelle Wände eingesetzt werden: Ineinander fließende Räume werden durch Symbole definiert, verlässt man ein nur durch eine Linie definiertes Zimmer, gilt man als „draußen“ und wird nicht mehr wahrgenommen, sozusagen ausgeblendet. Im kleinen Zimmer hat Daniel auf diese Weise drei Zonen geschaffen: eine private, durch einen Paravent weiter abgetrennte, eine mittige Schlafzone und den Bereich um den Tisch. Auch die Türen sind mit angedeuteten Balken hervorgehoben, um den Übertritt in andere Lebensbereiche zu verdeutlichen. Die Gestaltung ist noch nicht ganz fertiggestellt und soll noch mit Reispapier und einem gemalten Himmel vervollständigt werden, dabei werden dann auch die Inschriften an der Wand verschwinden. Insgesamt harmonisiert diese japanisch beeinflusste Gestaltung erstaunlich gut mit den schlichten, aber klaren Räumen der 1920er Jahre; die sparsam möblierte Wohnung ist in Einklang mit dem schönen Gemeindebau und an diesem Sommernachmittag voll kontemplativer Kraft.

### **Christian O.**

Der Ampeltechniker – er zeichnet Lagepläne von Verkehrsampeln bei einer Firma, die Lichtsignalanlagen herstellt – hat den Grundriss seiner Wohnung im „Planschbeckenbau“ der Anlage Schmelz sehr geschickt den Bedürfnissen angepasst: Ein Schlafzimmer wurde von der Wohnküche abgetrennt, durch die aufgelöste Wand fällt trotzdem genug Licht zum Essplatz. Auch ein gar nicht so kleines, fast vollverspiegeltes Bad fand noch Platz in der für ein Paar doch recht engen Wohnung. Seit vor zehn Jahren sein Partner in die kleine Wohnung einzog, werden



alltägliche Platzprobleme mit einer reduzierten Lebensphilosophie gelöst: Von allem nur das Notwendigste. Mit einer großen Ausnahme: Christian sammelt elektronische Musik sowie Science-Fiction- und Computeranimationsfilme. Bald zehntausend Bild- und Tonträger sind in den raumhohen Regalen untergebracht, oft sind es gesuchte Sammlereditionen. Der Leidenschaft für Bücher würde er gerne intensiver nachgehen, doch um das Raumgefühl nicht zu zerstören, musste er schon vor Jahren einen Großteil seiner Bibliothek auslagern. Es ist eine Designerwohnung, die man in der Anlage Schmelz nicht vermutet, ausgestattet mit moderner Technik. Die Umgebung bietet wenig an Infrastruktur, außer einer Trafik und einem Gasthaus am Mareschplatz gibt es keinerlei Geschäfte oder Gastlokale. Anstelle eines alten Parkdecks aus den 60er-Jahren wurde immerhin vor kurzem ein Supermarkt eröffnet. Dafür ist die Schmelz mit dem „Schutzhaus zur Zukunft“ nicht weit.

### ***Claudia Larcher***

Eine ganze Weile braucht der Lift, um das Atelier im letzten Stock zu erreichen. Es krönt den prachtvollsten Gemeindebau Wiens, mit weitem Blick über die Stadt. Etwa 40 Quadratmeter ist der Raum groß, vor dessen fünf Fenstern sich die Dächer von Margareten ausbreiten; am Horizont konkurrieren grüne Kuppeln mit den Landmarks unserer Zeit. Das Haus, dessen höchste Etage von Claudias Atelier gebildet wird, ist ebenfalls eine Landmark, ein Leuchtturm des Roten Wien: Es ist der Reumann-Hof mit seinen neun Stockwerken, der am Gürtelknie die Stadtkante markiert. Die stadtbildbestimmenden Hochbauten lassen den Wertewandel der Gesellschaft, den Anspruch auf die Errichtung von Symbolen erkennen: von der Kirche über die Ringstraßenmuseen der Monarchie zum politischen und gebauten Anspruch der Arbeiterklasse; heute ist es das Spekulationskapital, dessen Bürotürme ebenso gesichtslos sind wie die Investoren dahinter. Die Stadtstruktur vor dem Fenster steht mit Claudias Arbeiten in Dialog; die Stadtschichten aus Fassaden, Volumen und Zeit finden sich in Claudias Collagen wieder, wenn sie Bilder aus Architekturmagazinen zu fast abstrakten Raumstrukturen komprimiert. Still ist es in dem weißen Kubus, die Stadt ist so wenig hörbar wie das Atelier im Turm des Reumann-Hofes von außen zu sehen: Der Gemeindebau hat quasi keine Rückseite, die hintere Fassade ist von keinem Punkt der Umgebung sichtbar. Claudias Videos konterkarieren diese Stille, wenn verstörende Geräusche die Kamerafahrten durch anonyme Räume begleiten. Sie selbst floh aus dem für sie zu biederem Vorarlberg nach Wien, beschäftigt sich in ihrem Werk aber auch mit Heimat, seziert Orte bis zur Beklemmung; in ihren Filmen sehe ich die Ambivalenz zwischen Idylle, menschlichen Bedürfnissen und Unwirtlichkeit der gebauten Strukturen. Diese Ambivalenz springt aus Claudias Arbeit in die Wirklichkeit des warmen Märznachmittags – die künstlichen, oft verstörenden Welten entstehen in dieser luftigen Atelierschachtel, die im Himmel der bunten Stadt fliegt und an der Spitze eines Hauses angedockt hat, das als friedliche Heimat in schwieriger Zeit entworfen wurde.



### **Laurentius Terzic**

Student der Raumplanung, ist Laurentius Sohn eines bekannten Vaters: Mario Terzic ist Künstler und Landschaftsdesigner, seit 1970 auf zahlreichen Ausstellungen vertreten. Laurentius kommt also aus einer kreativen Umgebung, die elterliche Wohnung: ein Dachgeschoss in der Innenstadt. Der Wechsel in den Matteotti-Hof war trotzdem nicht schwer, die Lage ist sogar praktischer; Dinge des täglichen Bedarfs bekommt man im 5. Bezirk natürlich deutlich billiger als im noblen Zentrum. Auch die Verkehrsverbindungen am Margaretengürtel sind ideal, Straßenbahnen fahren in alle Himmelsrichtungen. Die Wohnung hat Laurentius frisch renoviert übernommen, sie ist klein, aber gut aufgeteilt. Auch größere Freundesrunden finden Platz, die verglaste Loggia wird dabei als Mehrzweckraum genutzt: Im Winter als erweiterter Kühlschrank, im Sommer als Raum für alles, was in der kleinen Wohnung gerade nicht benützt wird. Laurentius hat die Bauten der Zwischenkriegszeit immer gemocht, so war es ein feiner Zufall, dass schon der erste Vorschlag eine Wohnung im Matteotti-Hof war. Dieser klassische Bau an der „Ringstraße des Proletariats“ war ebenso zufällig schon Motiv einer Zeichnung seines Vaters für die Fremdenverkehrswerbung: In einer „Österreich- Demonstration“ sollten die Schüler Fahnen mit berühmten Künstlerköpfen des 20. Jahrhunderts durch das Land tragen. Die Stimmung im Bau beschreibt Laurentius als ganz normal und unauffällig, das Publikum ist gemischt, man grüßt sich freundlich, Probleme gibt es nicht. Bedauerlich ist, dass die Gemeinschaftsflächen wie so oft nicht mehr genutzt werden; die Sonnenterrassen sind leer, obwohl eigentlich jeder Mieter Zugang hätte.

### **Ewald Greher**

Ein kleiner Bau aus den frühen 1930er Jahren, in seiner Schlichtheit kann er sich mit den berühmteren Anlagen nicht messen. Der Eduard Popp-Hof ist von Gartensiedlungen umgeben, die Siedlung Lockerwiese liegt nur einige Gassen entfernt (S. 241). Der Architekt Viktor Reiter gehört nicht zu den „Stars“ der Zwischenkriegszeit; die Siedlung Hermeswiese in unmittelbarer Nähe hat er aber mit einem interessanten Baukörper zur Speisinger Straße hin ergänzt und abgeschlossen. Die sich weich aus der Fassade wölbenden Stiegenhäuser des Popp-Hofes lassen die Verwandtschaft erkennen. Zwei schlichte Kuben markieren das Entrée in die Anlage, die wie ein Tortenstück an der Wolkersbergenstraße liegt. Die Stimmung an diesem Frühlingssonntag in der Vorstadt ist fast ländlich, der Geruch von brennendem Laub mischt sich mit dem Duft der Blumen und dem vertrauten Ölgeruch einer Museumstramway, die den Schienenstrang am Lainzer Krankenhaus entlangröhrt. Sie ergänzt das Bild gut, ist sie doch gleich alt wie der Gemeindebau. Die Holzstiege knarzt gemütlich, als ich zu Ewald hinaufgehe. Seine Wohnung – er hat sie von den Eltern übernommen und seither noch kaum verändert – ist zutiefst kleinbürgerlich-durchschnittlich, wäre da nicht sein Hobby: Außergewöhnliche Pflanzen, die er selber zieht und die sich hinter den kleinen Fenstern verblüffend gut entwickeln. Ewald ist trotz seines jugendlichen Aussehens der „dienstälteste Mieter im Bau“, wie er selbst formuliert: Hier ist er aufgewachsen, bevor er aus der elterlichen Wohnung auszog, um nach deren Tod wieder zurückzukehren.



Wie so oft höre ich auch von ihm, wie sich das Leben im Gemeindebau in den Jahrzehnten verändert hat. Vor fünfzig Jahren waren die Bewohner bunt gemischt, aber doch miteinander verbunden; man grüßte sich, viele Kinder spielten im Hof, eine resche Hausmeisterin wachte darüber, dass das Treiben nicht zu wild wurde. Heute ist das völlig anders; Hausmeisterin gibt es keine mehr, und Ewald kennt nicht einmal mehr die Bewohner der eigenen Stiege. Das Lebensgefühl hat sich geändert, auch weil es nur noch wenige gebürtige Wiener als Nachbarn gibt; es gibt zwar im Zusammenleben keine auf die Herkunftsnationalität zurückzuführenden Probleme, aber die Veränderung durch die Zuwanderung ist einfach gewöhnungsbedürftig. Die Wohnung ist mit fast 60 m<sup>2</sup> relativ groß, ein Zimmer und zwei Kabinette würden Singles nicht zugewiesen, gäbe es nicht die Vorgeschichte des elterlichen Haushalts. Leider macht die Lage im Hochparterre Probleme: Schimmel ist es, und auch die Kälte, die im Winter aus dem Boden kriecht. Dazu kommt die Hellhörigkeit des Baus: Die Kinder in der Wohnung unmittelbar darüber sind lebhaft. Gespräche mit dem Serviceteam der „Wohnpartner“, die von Ewald hoch geschätzt werden, brachten aber gewisse Besserung. Die Einrichtung ist noch so, wie sie von den Eltern hinterlassen wurde; eine große Neugestaltung wird folgen, wenn es das Budget zulässt, kleine Veränderungen empfindet Ewald als zu unwirksam. Allerdings hat er die dunklen Tapeten durch frische Farben ersetzt, was der Wohnung einen fröhlichen und etwas schrägen Retro-Charakter gibt – die besonderen, großteils giftigen Pflanzen sind aber die eigentlichen Sehenswürdigkeiten der Wohnung, deren viele Zeitschichten friedlich nebeneinander existieren.

